

Enika Közmen geb. Nemschitz
8. 1. 1932

Wie ich die Zeit vor und nach dem 13. März 1938 erlebte

Ich war zwar noch zu jung, um die ganze Tragweite der Ereignisse zu begreifen, aber einige Dinge sind mir doch noch in Erinnerung geblieben.

Die Zeit von 1934 bis 1938 war wohl in jedem Arbeiterhaushalt unruhig. Und die Unruhe verstärkte sich in den letzten Wochen und Tagen, was natürlich auch einem Kind nicht verborgen blieb. An einen Abend erinnere ich mich noch sehr gut. Mein Vater kam nach Hause und ließ sich auf einen Sessel fallen. Auf die Frage meiner Mutter, was denn los sei, kamen nur die Worte: „Jetzt ist alles aus!“. Und dann erlebte ich etwas, das ich vorher nie erlebt hatte – mein Vater weinte. Das war so beängstigend für mich, dass es sich in mein Gedächtnis einbrannte.

Das war aber erst der Anfang, denn was wirklich los war, kam mir erst in den nächsten Tagen zu Bewusstsein. Unser normales Leben, meine Kindheit, mein Zusammenleben mit den Gleichaltrigen – alles war vorbei. An einem Tag noch spielte ich mit meinen „Freundinnen“ im Hof unseres Mietshauses mit den Puppen, durfte mit ihnen Schnurspringen und Ball spielen. Am nächsten Tag riefen sie mir meine Abstammung betreffende Schimpfworte und Sprüche nach. Dies entsprang natürlich nicht ihrem kindlichen Verstand sondern der Beeinflussung durch ihre Eltern. Ich war immer ein Kind wie alle anderen und plötzlich sollte ich etwas anderes – etwas Verabscheuungswürdiges – sein, das ging über mein kindliches Verständnis. Meine Eltern versuchten, mich zu trösten, obwohl sie selbst Trost gebraucht hätten. Der einzige Fels in der Brandung war meine Großmutter mütterlicherseits, eine einfache Frau mit einem großen Herzen.

In den folgenden Tagen erlebte ich die erste Hausdurchsuchung. Man riss die Kästen auf, die Laden heraus und kehrte das Unterste zu Oberst. Man fand ein kleines Häufchen Schmuck, das mein Vater meiner Mutter im Laufe der Jahre geschenkt hatte. Es war nicht viel, aber der ideelle Wert war für meine Mutter groß. In dem ganzen Trubel erschien meine Großmutter, die einen Stock unter uns wohnte. Ihr Blick fiel auf den Schmuck und ihre nächste Frage war: „Was ist denn da los?“. Einer der Männer fragte, wer sie denn sei und was sie da zu suchen hätte. Oma meine: „Ich bin die Mutter“. Sie war wohl der Meinung, das müsste genügen. Sie ließ sich nicht einschüchtern und ihre nächste Frage galt dem Schmuck. Auf die Antwort, dass der Schmuck beschlagnahmt sei, kam ihre Feststellung, dass ihre Tochter den Schmuck von ihr bekommen hätte. Nun hing aber an einem Armband ein Davidsstern. Auf den zeigte der Mann und fragte: „Der ist auch von Ihnen?“. Meine Großmutter begriff rasch und erwiderte ganz ruhig: „Na, der ist vom Fritzl (mein Vater)!“. Der Mann trennte den Stern von der Kette und er konnte gar nicht so rasch schauen, da hatte meine Großmutter mit einem Schwung das Häufchen Schmuck in ihre Schürze befördert, sich umgedreht und war aus der Wohnung verschwunden. So wie meine Mutter mit meinem Vater durch dick und dünn gegangen wäre, so fest hielt auch meine Großmutter zu ihrem Schwiegersohn – und ihre Liebe wurde von meinem Vater erwidert.

Der Raten-Jude

Wie das in Arbeiterbezirken üblich war, konnte man aus Geldmangel selten etwas in bar kaufen. In diese Bresche sprang der „Raten-Jud“, unserer hieß Herr Leindörfler. Er war ein verhutzelttes, kleines Männchen mit einem abgetragenen dunklen Mantel, manchmal mit Hut, manchmal ohne. Er hatte ein kleines Büchlein, in das die für die gelieferten Waren zu bezahlenden Raten eingetragen wurden. Auf diesem Weg bekam meine Mutter ihre Aussteuer. Es waren meist Groschenbeträge, für die sich der alte Mann die Füße ablief.

Eines Tages, ich spielte mit der Tochter der Nachbarn am Fenster meiner Großmutter, als wir Herrn Leindörfler kommen sahen. Meine Spielkameradin drehte sich rasch zu meiner Großmutter um und sagte: „Frau Vogt, sperren sie die Türe zu, der Leindörfler kommt!“ Meine Großmutter sah sie erstaunt an und meinte dann: „Na, wegen der paar Groschen werde ich den Leindörfler nicht hinaus sperren!“

Es gehört eine ordentliche Portion Charakterlosigkeit dazu, einen alten Mann, der sich mühevoll seinen Lebensunterhalt verdient, so zu behandeln.

Als im Jahr 1938 der Herr Leindörfler nicht mehr erschien (wir haben nie mehr von ihm gehört), glaubten die „freundlichen“ Leute, ihre Schulden auf bequeme Weise los zu sein. Das war aber ein großer Irrtum. Herr Leindörfler erschien nicht mehr, aber sein Büchlein! Mit dem kam ein Mann, von welcher Behörde war unbekannt, und kassierte, aber nicht groschenweise sondern den ganzen geschuldeten Betrag. Da kamen einige säumige Zahler in erhebliche Schwierigkeiten.

Recherche in der Kultusgemeinde: geboren 1861, gestorben im KZ Theresienstadt 27.8.1942

Liebe lässt sich nicht verbieten

Meine Mutter besuchte in ihrer Jugend sowohl einen Turn- als auch einen Gesangsverein. Dort freundete sie sich mit meiner Tante, der Schwester meines Vaters, an. Durch sie lernte sie meinen Vater kennen. Bald wurde aus der Bekanntschaft Liebe, und dazu gehörten Rendez-vous. Meine Eltern trafen sich beim hl. Nepomuk, einem Bildstock, der heute, nachdem er renoviert wurde, wieder an seinem Platz steht.

Und an dieser Stelle fuhr mein Großvater, der Vater meiner Mutter, täglich vorbei, wenn er zur Arbeit am Ostbahnhof musste. Nun sind Verliebte oft unvorsichtig und mein Großvater kam mit seinem Motorrad im falschen Auenblick vorbei. Als er am Morgen vom Nachtdienst kam meinte er zu seiner Tochter: „Wenn ich dich nochmals mit dem Juden seh´ kannst was erleben!“. Meine Mutter hatte schon immer einen Dickschädel, was uns in den folgenden Jahren sehr hilfreich war, und lies sich von der Drohung nicht abschrecken. Mein Großvater sah die Nutzlosigkeit seiner Drohung ein und in den nachfolgenden Jahren wurden er und mein Vater die besten Freunde und begeisterte Kreuzworträtsellöser. Daran konnte auch der Hitler nichts ändern.

Der bayrische Hilfszug

Die Situation in Österreich erinnert mich immer wieder an die Erzählungen meines Vaters über die Jahre 1934-38. Auch in jener Zeit gab es das Problem der Arbeitslosigkeit. Daher fielen die Menschen auf die Versprechungen des Rattenfängers Hitler herein und erhofften sich eine lebenswertere Zukunft. Das fing bereits mit dem „Bayrischen Hilfszug“ an. Es wurden lange Tische aufgestellt und in Gulaschkanonen wurde für die Menge gekocht. Die begeisterte Menge nahm an den Gratisauspeisungen teil, alle glaubten, dass uns die deutschen Brüder ins Schlaraffenland bringen würden. Keiner wusste, dass die verkochten Lebensmittel nicht aus Deutschland gebracht sondern in Österreich zusammengestohlen wurden.

Es konnte auch keiner ahnen, dass dieses Gratisessen eigentlich eine Henkersmahlzeit war. In alten Wochenschauen kann man die Rede Hitlers auf dem Ballhausplatz hören und auch sein Versprechen: „Wien ist eine Perle und ich werde ihr die nötige Fassung geben!“ Wie diese Fassung aussah zeigen die Bilder Wiens im Jahre 1945. Ruinen wohin man blickte und Millionen von Toten. Diese Toten waren nicht nur die Gegner Hitlers, sondern auch die Anhänger und Mitläufer.

Es gibt Bilder vom Kriegsbeginn auf denen man sieht, wie die „ins Feld“ ziehenden Soldaten mit Blumen beworfen wurden. Jeder fühlte sich als Held und viele glaubten, sie wären wie Siegfried – unverwundbar. Ganz anders sahen diese „Helden“ aus, als sie verwundet und verkrüppelt zurückkamen. Viele blieben auf dem „Feld der Ehre“ und sahen ihre Familien nie mehr oder erst nach langen Jahren der Gefangenschaft – halb verhungert und seelisch gebrochen.

Und heute fallen die Menschen wiederauf die Versprechungen von Rattenfängern herein. Erst gibt es die Flötentöne und leider erst später, wenn ihnen das Wasser bis zum Halse steht, merken die meisten, dass es der falsche Weg war. Dazu fällt mir immer das Lied des großen Schauspielers Curd Jürgens ein, in dem die Worte vorkommen „Aus gehabtem Schaden nichts gelernt.“ Der Jammer ist, dass die wenigsten Menschen denken – sie lassen das lieber die anderen für sich tun. Meine Meinung dazu: Gott hat uns den Verstand gegeben und ich glaube, ihn nicht zu gebrauchen ist Sünde!

Besonders die Jugend ist leicht zu begeistern. Leider wird diese Begeisterungsfähigkeit sehr oft missbraucht. Auch das ist ein Grund, warum ich als Zeitzeugin an Schulen gehe. Ich hoffe, mit meinem Einsatz etwas dazu beizutragen, dass den nächsten Generationen ein ähnliches Schicksal erspart bleibt, wie wir es erleiden mussten.

Verweis auf das Alte Testament, die Geschichte von Esau und Jakob und dem Verkauf des Rechts der Erstgeburt für ein Linsengericht

Hitlers 50. Geburtstag – 20. April 1939

Dieser Tag wird mir auch aus familiären Gründen ewig im Gedächtnis bleiben. Meiner Mutter ging es bereits am Morgen nicht besonders gut, sie hatte Halsschmerzen und Fieber. In diesem Zustand schleppte sie sich zur Ordination des Arztes. Als sie dort ankam verließ dieser Arzt gerade seine Ordination, um als guter Parteigenosse zu einer Geburtstagsfeier für den „Führer“ zu gehen. Er fertigte meine Mutter mit den Worten „Gehn´s nach Haus und nehmen´s 2-3 Aspirin“ ab. Meine Mutter erreichte mit Mühe unsere Wohnung, dann brach sie zusammen. Mein Vater trug sie ins Bett und es gelang ihm dann, einen Arzt aufzutreiben, der zu uns nach Hause kam.

Dieser Arzt hatte zwar kein ansprechendes Aussehen (er sah eher wie ein Fleischhauer aus), aber ER war ein guter Arzt. Er untersuchte Mama und verabreichte ihr das Medikament Prontosil. Auf der Phiole stand „2-3 Stück täglich“, Dr. Jellinek aber verlangte ein Glas Wasser und löste darin alle in der Phiole enthaltenen Tabletten auf. Auf die Frage meines Vaters, ob das nicht zu viel wäre kam die Antwort: „Wir können nur hoffen und beten!“ Wie sehr wir um Mutti zitterten kann sich nur der vorstellen, der diese Zeit erlebte und der wusste, dass der Tod meiner Mutter für Papa und mich unabsehbare Folgen gehabt hätte – sie war ja unser Schutzschild.

Ich ging damals in die 1. Klasse Volksschule. Aus Anlass dieses besonderen Tages mussten wir in unseren Heften Merkblätter anlegen. Ich bekam das bekannte Führerbild mit Blumen überreichenden Kindern. Das musste ich nun gestalten. Ich besaß einen kleinen ovalen Spiegel. Mit dessen Hilfe schnitt ich das Bild aus, klebte es in das Heft und umrahmte es mit gezeichneten Vergissmeinnicht. Dazu musste ich den auf der Tafel vorgeschriebenen Text schreiben. Ausgerechnet meine Arbeit wurde als beste Arbeit benotet – ein Witz!!

Abenteuer Waldviertel

Meine Mutter brachte mich des Öfteren zu einer alten Bäuerin ins Waldviertel. Anfangs vor allem um mich vor meinen lieben „Mitmenschen“ zu schützen, später zum Schutz vor Bomben. Meine Anwesenheit fiel nicht besonders auf, da auch arische Kinder auf dem Lande in Sicherheit gebracht wurden.

Was macht nun ein Stadtkind den ganzen Tag in einer ihm fremden Umgebung? Ich fand sehr bald unter den Dorfkindern Freundinnen. Aber auch mit den 10-12 jährigen Buben hatte ich keine Schwierigkeiten. Während die Dorfmadchen von den Aktivitäten der Buben ausgeschlossen wurden genoss ich der Privileg (als Stadtkind) daran teilnehmen zu dürfen.

So hütete ich täglich die Kühe und wurde von den Buben mit im Reisigfeuer gebratenen, gestohlenen Erdäpfeln versorgt. Sie waren zwar leicht angekohlt, schmeckten aber auch ohne Salz und Butter herrlich – Räuberromantik!

Ich wurde auch zum Kirschen stehlen mitgenommen. Und da ich als Stadtkind nicht zu den Geschicktesten gehörte, halfen mir meine Dorfgentlemen mittels Räuberleiter auf den untersten Ast des Baumes, während sie selber weiter hinauf kletterten. So saß ich auf dem Ast und schnabulierte Kirschen. Plötzlich ertönte von oben ein Pfiff und die Buben verließen mit Affengeschwindigkeit den Baum und flitzten in alle Richtungen davon. Ich saß nun allein auf dem Baum und erwartete ein Donnerwetter. Der Bauer erschien mit einem Stock, der wohl für die Buben bestimmt war. Mir half er vom Baum herunter und meinte milde: „Hätt'st ma wos gsogt, dann hätt' i dir de Kirschen gschenkt.“ Er dürfte wohl seine eigene Kindheit vergessen haben, sonst hätte er gewusst, dass gestohlene Kirschen viel besser schmeckten als geschenkte.

Und dann erlebte ich das Osterfest. Am Gründonnerstag fliegen ja bekanntlich die Glocken nach Rom. Das ist dann die Zeit, in der die Ratschenbuben zum Einsatz kommen. Und auch diesmal durfte nur ich mitmachen. Für unseren Einsatz bekamen wir von den Bäuerinnen gefärbte oder rohe Eier geschenkt. Dieses Geschenk war zu jener Zeit besonders wertvoll. Ich hob meinen Schatz auf und als mich nach einigen Tagen meine Mutter nach Hause zurück holte freute sie sich sehr über dieses Ostergeschenk.

Hamsterfahrten

Wie alle Menschen in den Kriegsjahren versuchten auch wir, die nicht gerade üppigen Zuteilungen an Nahrungsmitteln durch Hamstern aufzubessern. Bei uns war das zum Teil lebensnotwendig, da man auf die Lebensmittelkarten mit dem „J“ fast nichts bekam.

So waren Mama und ich wieder einmal unterwegs und zwar im Winter. Unser damaliges Hamstergebiet war das Waldviertel, diese Gegend ist zwar schön, aber das Klima ist rau – damals mehr als heute.

Es lag etwa ein halber Meter Schnee und wir mussten von Albrechtsberg nach Weißenkirchen, ein Weg von 13 km. Auch ich hatte mein Hamstertascherl zu tragen und auf halber Strecke konnte ich nicht mehr weiter. Ich heulte und nachdem Mamas gutes Zureden nichts half erwischte ich eine ordentliche Ohrfeige und wurde aufgefordert weiterzugehen, was ich dann auch tat. Nachdem wir zu Hause angekommen waren nahm mich meine Mutter in die Arme und meinte: „Es tut mir leid, dass ich dich geschlagen habe, aber was hätte ich den tun sollen, wir mussten den Zug erreichen.“ Ein anderes Mal war meine Mutter allein unterwegs, daher kann ich nur ihren Bericht wiedergeben.

Es war die gleiche Strecke, aber diesmal verließ Mama Harrau bereits kurz nach Mitternacht. Die Strecke von Weinzierl am Walde führte über eine Serpentinstraße durch den Wald nach Weißenkirchen. Es muss stockdunkel gewesen sein, denn Mama berichtete, dass sie sich nur am etwas helleren Himmel zwischen den Baumwipfeln orientieren konnte. Dies dürfte aber nicht gereicht haben, denn in einer Straßenbiegung kam sie über den Straßenrand hinaus und fiel über die Böschung. Das Gepäck hatte sie trotz des Sturzes nicht ausgelassen und damit mühte sie sich auf die Straße zurück. Sie kam dann endlich nach Weißenkirchen, klopfte beim ersten Bauernhaus an und bat, dass ihr jemand zum Bahnhof helfen sollte. Der Zug war zwar weg, aber irgendwie kam Mama nach Wien. Ihr Zustand war fürchterlich: der Mantel war zerrissen, die Stöckel der Schuhe abgebrochen und Mama voller blauer Flecken. Aber das Überleben war wieder für einige Zeit gesichert.

Bombenangriffe

Es begann dann die Zeit der immer häufiger werdenden Bombenangriffe. Beim Ertönen des auf- und abschwellenden Sirenentons eilten die Menschen in die Keller in der Hoffnung, dass ihnen dieser Schutz bieten würden. Die Keller waren zu dieser Zeit nicht so komfortabel wie heute, sie hatten meist nackte Ziegelwände, die außerdem auch noch feucht waren. Die Beleuchtung bestand zumeist aus einer Petroleumlampe. An jener Wand unseres Kellers, die an das Nachbarhaus grenzte, war ein Mauerdurchbruch geschaffen worden, durch den man sich eventuell nach einem Bombeneinschlag retten konnte.

Manchmal erreichte mich der Alarm auch im Herz-Jesu-Kloster, wo ich Unterricht erhielt und auch Klavierspielen lernte. Das Kloster war zu jener Zeit in ein Lazarett umgewandelt worden und daher war auf dem Dach ein großes rotes Kreuz aufgemalt. Davon erhoffte man sich zusätzlichen Schutz. Nach einem Alarm, den ich im Kloster erlebt hatte, eilte ich natürlich nach Hause. Als ich die Landstrasser Hauptstraße auf Höhe der Rennweger Kaserne erreichte, war der Himmel schwarz vom Rauch und die Sonne war nur ein dunkelroter Punkt am Himmel – der Aspangbahnhof war von Brandbomben getroffen worden. Da mein Vater am Aspangbahnhof beschäftigt war hoffte ich nur, dass er vor dem Angriff bereits in die Zentrale in der Meistersingerstraße (heute Mahlerstraße) gefahren wäre.

Ich lief als in Richtung Simmering, als mich der nächste Alarm erreichte. Ich fand Zuflucht in einem der alten Häuser und nach der Entwarnung eilte ich weiter. Leider war die Straße, in der wir wohnten, abgesperrt. Mir gelang es dennoch durchzukommen und ich erreichte unser Haus, wo mich bereits meine Mutter und Großmutter erwarteten. Plötzlich ertönte eine Kuhglocke – das hausinterne Alarmsignal – und wir wurden aufgefordert, das Haus sofort zu verlassen, da eine Bombe durch einen Lichtschacht unbemerkt in den Keller eingeschlagen hatte.

Zum Glück war ein älteres Ehepaar in den Keller gegangen und entdeckte beim Öffnen des Kellerabteils die wie eine Traube in den Keller hängende Bombe. Da man nicht wusste, ob es ein Blindgänger oder eine Zeitbombe war, musste man auf den Entminungsdienst warten. Für diese gefährliche Arbeit wurden Kriegsgefangene oder Systemgegner eingesetzt.

Gegen Abend kam zum Glück auch mein Vater wieder nach Hause. Diesmal waren wir glücklich davongekommen.

Burgenland 1945

Mein Vater wurde im Januar 1945 zum Bau des sogenannten Ostwalls eingezogen. Man brachte ihn gemeinsam mit Tschechen und anderen, den Nazis unliebsamen Personen, sowie auch Kriminellen nach Riedlingsdorf (Bgld). Meine Mutter hatte 1938 versprochen, sie würde bei meinem Vater bleiben, auch wenn sie nur Brot und Wasser zum Überleben bekäme, und sie würde ihm bis ans Ende der Welt folgen. Nun, obwohl man zu dieser Zeit den Wohnort nur höchstens 75 km verlassen durfte, gelang es meiner Mutter, in Seebenstein eine Karte für die Weiterfahrt zu bekommen (Freundin). Ich hätte Wien gar nicht verlassen dürfen (Sternträgerin), meine Identitätskarte war mit einem „J“ verziert, was ihre Benutzung unmöglich machte. Um mich durch etwaige Kontrollen zu bringen behalf sich Mutti (als Arierin) mit ihrem Ausweis und einem Familienfoto. Ihre Bemerkung, sie hätte in der Hektik des Aufbruchs meinen Ausweis liegengelassen (sie spielte dabei gekonnt die Verzeifelte), nahm man ihr glücklicherweise ab.

So erreichten wir spät nachts Riedlingsdorf. Als wir nun aus dem Zug stiegen standen wir in freiem Gelände, ohne Zeichen einer Haltestelle. Es lag ringsum Schnee und wäre nicht zufällig ein Streckengeher mit einer abgedunkelten Laterne (Verdunkelung) dahergekommen hätten wir bis zum Morgen dort stehen müssen, denn an ein Weggehen war in der Dunkelheit und bei dem unübersichtlichen Gelände nicht zu denken.

Der Mann erklärte uns, dass die „Schanzer“ wie man die Verschleppten nannte bereits am Vortag weggebracht worden wären. Er nahm uns aber mit in den Ort und brachte uns zur Schule, die bis zum Vortag als Quartier gedient hatte. Der Oberlehrer, der in der Schule wohnte, nahm uns auf und versorgte uns mit heißem Tee und wir durften auf der Strohschütte, die das Schlaflager der Schanzer gewesen war, übernachten.

Am Morgen erklärte er uns, wohin die Schanzer gebracht worden waren und wie wir dorthin gelangen könnten. Wir fuhren bis Burg-Eisenberg (diese Bahnlinie wurde inzwischen aufgelassen) und dann ging es zu Fuß weiter. Der Weg führte über Deutsch-Schützen und Höll nach Edlitz an der Rodling. Wir kamen zu Mittag dort an. Das Wiedersehen mit meinem Vater werde ich nie vergessen – alle Anwesenden heulten. Wir fanden ein Quartier im Nachbarort und Mutti schloss auch rasch Freundschaft mit den freundlichen Frauen. Lange durften wir uns des Wiedersehens mit meinem Vater nicht erfreuen, denn man schickte uns sofort wieder nach Wien zurück. Da Mama unseren neuen Bekannten erklärt hatte, dass sie so schnell wie möglich wieder zurückkommen würde, baten die Frauen, sie möge, wenn möglich, Germ und Haarmaschen mitbringen (Ostern stand vor der Türe).

Kaum in Wien angekommen besorgte Mama das Gewünschte und wir waren wieder auf dem Weg ins Burgenland. Natürlich waren wir jetzt vorsichtiger und gelangten auf Schleichwegen nach Winten. Von dort verständigten wir Papa, spätabends kam er dann zu Besuch.

Während dieser Zeit erlebte ich auch den Vorbeimarsch der ungarischen Juden. Ich war zwar erst 13 Jahre alt, aber diese Bilder werde ich Zeit meines Lebens nicht vergessen. Als

„Sternträgerin“ war ich reifer als meine Alterskollegen. So erinnere ich mich eines alten Mannes, der sich am Ende des Zuges mühsam weiterschleppte. Eine Bäuerin sprach ihn an, da sie ihn für einen alten Mann hielt. Seine Antwort war die Feststellung, dass er erst 27 Jahre wäre.

Als der Zug vorbei war hörte man aus der Ferne immer wieder Schüsse. Wir erfuhren später, dass man jene Menschen, die nicht mehr weiterkonnten, einfach niederknallte. Das Schrecklichste aber war, dass es vor allem die Hitlerjugend, also junge Menschen – halbe Kinder – war, die am schnellsten zur Waffe griff. Heute spielt man Call of Duty, damals schoss man kaltblütig auf lebende Ziele.

Da man an den zurückflutenden Truppen sah, dass die Front immer näher kam, meinte mein Vater, es wäre an der Zeit für mich und Mama, wieder nach Wien zurückzukehren. Er versprach uns, so bald wie möglich nachzukommen. Es gelang uns mit Heeres-LKWs und allem möglichen, was noch Räder hatte nach Wien zu gelangen.

Am 3. April stand mein Vater plötzlich vor unserer Türe. Seine Erzählung von der Rückfahrt war abenteuerlich. Er reiste mit einem Zug, auf dem die SS fuhr. Ich kann nur annehmen, dass die SS-ler vor lauter Angst schon so konfus waren, dass sie meinem Vater glaubten, er hätte deshalb keine Ausweispapiere bei sich, weil er in geheimem Auftrag unterwegs war.

Am 4. April morgens begann mein Vater verschiedene Sachen in Körbe und Schachteln zu verpacken, die wir in den Keller bringen wollten. Meine Mutter lag damals mit einer Erkältung, die sie sich bei unserer Heimfahrt zugezogen hatte, zu Bett. Um 11 Uhr hieß es im Radio noch „Gebiet feindfrei“, einige Minuten später jedoch lauschte mein Vater plötzlich und sagte dann, wir sollten schnell in den Keller gehen, er würde das Einschlagen von Bomben hören. Ich lief über die Stiegen und konnte mich hinter einer Mauer in Sicherheit bringen, für meine Eltern aber war es leider zu spät. Beide wurden durch russische Splitterbomben schwer verletzt.

Da mein Vater große Wunden an beiden Beinen hatte wurde er abtransportiert. Die Verletzung meiner Mutter schien nur sehr klein zu sein, es war aber ein 2 cm großer Splitter, der in ihrem Handwurzelknochen steckte. Die Wunde hatte sich über dem Splitter geschlossen und so entdeckte erst zwei Tage später ein vorbeikommender Arzt, dass etwas nicht in Ordnung wäre. Meine Mutter hatte schreckliche Schmerzen und wir machten uns auf den Weg ins AKH. Der Weg war gefährlich, da Wien bereits unter Beschuss lag. Im Spital wollte man meiner Mutter die Hand amputieren, wogegen sie sich heftig wehrte. Es gelang schließlich, den Splitter mit Hilfe einer Zahnzange zu entfernen. Am nächsten Morgen marschierten wir wieder in Richtung Simmering, also nach Hause.

Was mit meinem Vater geschehen war und wo er geblieben wäre erfuhren wir erst am 20. April. Man hatte ihn ebenfalls ins AKH gebracht und die großen Fleischwunden – in Ermangelung von Narkosemitteln allerdings ohne Betäubung - genäht. Wir haben nie herausbekommen, auf welchem Wege ein Arbeitskollege vom Verbleib meines Vaters

erfahren hatte. Durch ihn fanden wir Papa im Keller des AKH. Der Weg ins Spital war für Frauen zu dieser Zeit nicht ungefährlich, wir hatten aber Glück. Ein russischer Jeep blieb stehen und ein Offizier fragte uns in schönstem Deutsch, wo wir hinwollten. Nachdem meine Mutter nur „Hospital“ gesagt hatte forderte er uns auf, einzusteigen, was wir mit einigem Herzklopfen taten und brachte uns direkt ins Spital. Nachdem wir ausgestiegen waren erklärte er, er würde uns in zwei Stunden abholen. Wir nahmen das nicht ernst. Nachdem allerdings Mama verbunden war und wir noch kurz meinen Vater besucht hatten, machten wir uns auf den Heimweg und zu unserem Erstaunen wurden wir vor dem Spitalstor bereits von dem Auto erwartet. Wir fuhren nach Simmering, man ließ uns aussteigen und nachdem wir begrüßt und gedankt hatten fuhr das Auto zurück Richtung St. Marx.

Wir erfuhren dadurch, dass man nie verallgemeinern darf. So wie es in der NS-Zeit auch in den schwarzen Uniformen manchmal Menschen gab, so geschah es auch diesmal.